

Michael Daxner

Symbolische Politik mit weitreichenden Folgen¹

Symposium *Die Kunst der Intervention*

Helmut-Schmidt-Universität und Körber-Stiftung

Hamburg

15. Juni 2011

O. Einleitung, zugleich wissenschaftliche Verortung

Die Intervention ist gegenwärtig, aber noch nicht in den Alltag eingedrungen, sie bestimmt nicht alle unsere Handlungen; sie wird auch nur in bestimmten Sektoren der Politik *aufgerufen*. Zum Beispiel, wenn es um tote Soldaten in Afghanistan geht; oder um unzureichende Ausrüstung und schlechte Ausbildung; in letzter Zeit erfolgt der Aufruf auch und vor allem unter den Reformprogrammen der Bundeswehr selbst. Von der Wehrpflichtarmee zur Freiwilligenarmee bedeutet auch: von der *habituellen* Armee der Verteidigung des so genannten Vaterlandes zur *professionellen* Armee der Intervention außerhalb seiner Grenzen². In einer habituellen Armee stirbt man fürs Vaterland, im Idealfall ist jeder dafür zu sterben bereit; in der professionellen Armee wird gestorben mit einem erhöhten „Berufsrisiko“, aber im Prinzip sind die Qualifikationen nicht an die ethische oder patriotische Pflichterfüllung der Soldaten gebunden. Im Prinzip...natürlich wird versucht, dies durch Ehrbegriffe und Auserwählungs-Bilder zu überhöhen, aber jedenfalls wird die Legitimation primär aus der Professionalität und nicht aus der fraglosen Unterwerfung unter ein abstraktes, virtuelles Vaterland gewonnen.

Der Sinn der militärischen Intervention zu humanitären Zwecken, zur Unterstützung von friedens erzwingenden und friedensschaffenden Aktionen und zur Herstellung neuer Staatlichkeit nach Konflikten außerhalb unserer Grenzen ist heftig umstritten und wird wohl von der Mehrheit der Bevölkerung nicht ohne weiteres gesehen, geschweige denn akzeptiert. Gleichzeitig wird die Intervention zur *Sinnstiftung* für die neue Armee der Bundesrepublik Deutschland. Sie wird also weniger denn je in den letzten Jahren an die Souveränität des Nationalstaates gebunden, sondern an eine globale Politik, in der Allianzen und Einsatzverpflichtungen über die Legitimation von Einsätzen entscheiden, die im engeren Sinn nichts mit der Verteidigung des eigenen Landes zu tun haben, im weiteren Sinn aber Bestandteil globaler Politik sind, die immer außen- und innenpolitische Grenzen systematisch überschreitet. In dem Maß, in dem Militär-gestützte Interventionen normativ begründet sind und immer weniger simplen neo-realistischen Mustern folgen, werden sie Bestandteil innergesellschaftlicher Selbstdefinitionen und –wahrnehmungen. Ob der Sinn einer Intervention in ihrem Zweck gefunden werden kann, einen Staat aufzubauen oder auszustatten, ist jedenfalls umstritten (Bliesemann de Guevara 2010). Es scheint, dass die Interventionsarmee mit einer sinkenden Interventionswilligkeit der Leitstaaten und erhöhtem Legitimationsbedarf zeitlich

¹ Dieser Text ist mit vielen Bildern im Original versehen, die wir hier nicht abbilden können, deshalb Version 1. Da zur Zeit die Nutzungsrechte für die Bilder organisiert werden, was erhebliche Zeit in Anspruch nimmt, wird der Text ohne Bilder vorabgedruckt. Bildmaterial kann beim Verfasser nachgefragt werden, aber vorläufig ohne Nutzungsrechte. Über Bilder, die man nicht sieht, zu sprechen, ist deshalb nicht so schwierig, weil sich viele Bild-Muster längst eingraviert haben.

² Vgl. Süddeutsche Zeitung, 18./19.6.2011, mit einer exemplarischen Berichterstattung, S.8f.

zusammenfällt (Libyen, Syrien etc.), aber hier ist noch kein Muster abzusehen und erkennbar kein direkter Einfluss auf die deutsche Debatte um die Bundeswehrreform.

Im Rahmen der Forschung haben wir eine soziologisch fundierte Theorie der politikwissenschaftlichen, staatsfixierten Rahmung von „Internationalen Beziehungen“ gegenübergestellt, ergänzend, nicht antagonistisch, aber hinreichend abgesetzt (Bonacker, Daxner, Free, Zürcher 2010). Die kürzeste Fassung dieses Rahmens sei hier wiedergegeben:

- 1) Jede Intervention erzeugt eine **Interventionsgesellschaft**.
- 2) Alle Interventionsgesellschaften sind **strukturell** einander ähnlich und vergleichbar, unabhängig von ihren höchst unterschiedlichen **kulturellen** Erscheinungsformen.
- 3) Interventionsgesellschaftlichen sind bestimmt durch die dynamische Beziehung von Intervenierenden und Intervenierten. Diese Beziehung führt zu teilweisen Verschmelzungen, kollusiven Verhältnissen und zur Entwicklung **neuer Gesellschaftsstrukturen**, die nicht einfach Kompromisse zwischen den Strukturen der beiden Gruppen sind. Diese neuen Strukturen sind weitgehend irreversibel.
- 4) Die **Systemebene** dieser neuen Interventionsgesellschaft steht in einem besonderen Spannungsverhältnis zur **Lebenswelt** der Intervenierten. Damit werden unmittelbar die **Institutionen** (Spielregeln) dieser Gesellschaft und alle Aspekte von **Governance** auch auf der mikro-sozialen Ebene betroffen. (Konfliktregelungen, Traditionen, Werte, Habitus)
- 5) Daraus ergibt sich zwingend die Entstehung einer **Interventionskultur** in der Interventionsgesellschaft.
- 6) Bei der Steuerung der Beziehung zwischen Intervenierenden und Intervenierten spielt vor allem der **Heimatdiskurs** der ersteren eine entscheidende Rolle.

Da wir uns im folgenden mit Diskurs und Ästhetik befassen werden, möchte ich auf zwei Aspekte dieses Rahmens vorab hinweisen: Zum Begriff der Interventionskultur zunächst, der unter kritischen Studierenden und in der Politik einen symptomatischen Reflex ausgelöst hatte: man wollte den Begriff als positiven Effekt von/durch Intervention missverstehen, weil ja Kultur positiv notiert wird und deshalb nicht mit Intervention, sondern ihrem Gegenteil, z.B. Frieden, zusammengebracht werden müsse. Das war polemisch, aber auch typisch als Verdrängung der Tatsache, dass jede Macht- und Gewalteinwirkung selbstverständlich Kultur beeinflusst, oder, wie wir zu zeigen versuchen, hervorbringt. Und zweitens wurde in einem nicht einfach „links“ zu verortenden Widerstand gegen die Forschungen häufig mit dem Begriff „Staat statt **Governance**“ argumentiert, wobei uns im folgenden nur die teleologische Gewichtung des Staats in der Alltagsrhetorik zu interessieren hat, abgesehen von der Unsinnigkeit der Parole selbst. (Staat ohne Regieren ist schwerer vorstellbar als Regieren ohne Staat, was im weitesten Sinn ein Rahmen dafür ist, wie unsere Arbeit in einen größeren Forschungszusammenhang einzuordnen ist)³.

Nun ist der Hinweis darauf wichtig, dass wir versucht haben, von vornherein eine soziologische – im weiteren Sinn auch sozialanthropologische und ethnologische – Position aus der Tatsache zu entwickeln, dass Interventionen zwar strukturell die Systemebene (ideal gedachter) Staaten betreffen, sich aber konkret auf Gesellschaften auswirken. Was also zu beobachten ist, wenn eine Intervention statthat, unterscheidet sich massiv vom konstruktivistischen Modell, das z.B. bei großen Geber-Konferenzen wie denen zu Afghanistan die Forderungen und Resolutionen der Teilnehmer

³ Vgl. SFB 700: www.sfb-governance.de; www.culturesofintervention.org

bestimmt⁴. Das soll jetzt nicht mein Thema sein, es erklärt aber meinen Zugang und die Argumentationsweise.

I. Zum Heimatdiskurs

Die Tatsache, dass die Bundeswehr *out of area* eingesetzt wird, erfahren die meisten von uns nicht am eigenen Leib. Wir wissen es anscheinend aus den Medien, die unsere Aufmerksamkeit für diese Tatsache zunehmend und mit wechselnden Gewichtungen gewinnen möchten. Man kann ziemlich ruhig weiterleben, ohne etwas davon zu wissen, wie viele deutsche Soldaten in Afghanistan und noch im Kosovo stationiert sind, in Kämpfe verwickelt sind, wie viel das kostet, welche Auswirkungen das auf unser konkretes Leben hat. Ich denke nicht, dass die Medien tatsächlich die Politik nicht mehr nur darstellen, sondern herstellen und uns damit auch schon manipulieren (Bussemer 2010, 66f.), sondern dass sie selbst von Diskursen getrieben sind, aber natürlich auch in diese und damit unsere Wahrnehmung und Einstellung eingreifen. Vieles ist ambivalent, z.B. ob die Medien „wollen“, dass wir uns Krieg befinden, oder dass unsere gefallenen Soldaten Helden sind, oder dass es keinen Sinn hat, sie für etwas, das wir verstehen oder nicht verstehen, am Hindukusch zu opfern. Diese Ambivalenz verweist auf etwas hinter und vor den medialen Strategien. Vermittels bestimmter diskursiver Strategien stellen die Medien, aber mehr noch die strukturierte und informierte Öffentlichkeit, also eine Teilöffentlichkeit!, in der Tat Politik her, und zwar erheblich wirksamer als die Nachrichten aus der Wirklichkeit der Intervention selbst, sofern aus dem Augenschein und der primären Nachrichtenquelle stammen.

Nun eine Warnung und Selbstbeschränkung: ich gehe jetzt nicht in die Medienanalyse und Ideologiekritik der Berichterstattung, sondern nähere mich dem, was in der Interventionstheorie Heimatdiskurs heißt. (Die Warnung spreche ich deshalb aus und mir zu, weil die Medienwissenschaft hier eine wichtige und komplementäre Rolle spielt, die ich aber jetzt nicht aufgreifen möchte, weil der Zweck dieser Ausführungen ein anderer ist: die symbolische Politik des Heimatdiskurses deutlich und verständlich zu machen).

Die Ästhetisierung von Krieg und Gewalt ist so alt wie diese Phänomene selbst. Mythische und rituelle, pathetische und ironische Darstellungen und Verdichtungen illustrieren die Erzählungen von Krieg Gewalt und Terror, den ja die meisten, die heute als mediale „Audience“ erscheinen, nicht in Echtzeit erleben; aber sie hatten immer die Folgen erlebt und sie interpretieren die Deutung der Bilder ebenso in ihre Lebenswelt hinein wie die Deutung der Erzählungen. Die mündliche Überlieferung musste bildhaft sein, um ihre Zuhörer zu fesseln und dauerhafte Bilder zu verfestigen – Homer oder die Geschichten von Davids Kriegen. Noch bis ins 20. Jahrhundert hinein gehörten die Kriegererzählungen zum Curriculum der Allgemeinbildung, die die Eliten vom Rest der Bevölkerung abhob, nicht ohne als einigendes Band eine Variation der Erzählungen eben diesem Rest zuzusprechen. Vieles hat sich mit Photographie geändert, vieles mit den audiovisuellen Medien und der Echtzeit des Berichts.

Wissenschaft wird in die Deutungsprozesse dort einbezogen, wo sich die Narrative ändern oder der Bestätigung bedürfen – man bedenke den Aufwand, den Darstellung und Deutung der französischen Revolution oder des amerikanischen Bürgerkriegs in der Fachliteratur erfahren; zeitnäher ändert sich hier einiges: Die Reportage wird immer stärker zur vieldimensionalen Grundlage sowohl von Wissenschaft wie Journalismus, sie ist Legitimation des Geschehens wie der Deutung und zugleich

⁴ Diese Position ist gegenüber einer Staats-fixierten Politikwissenschaft anscheinend noch immer legitimationsbedürftig, die ja sich auf „Policies“ konzentriert. Hingegen wird zunehmend anerkannt, dass die notwendig empirische und meist stark induktive Forschungspraxis, befreit von der Staatsfixierung, brauchbare Ergebnisse vor und jenseits der Strategien erbringt, wo deren Scheitern – z.B. im Bereich der Counterinsurgency – aus dem Modell selbst nicht ableitbar wäre.

Kritik dieser Legitimation. Sie beruht auf Konstruktionen und Rahmen (Frames) und sie ist der direkte Zugang zur Empirie (und erzeugt damit Spannung zwischen Wirklichkeit und Realität, zwischen subjektiver und objektiver Deutung des Ereignisses und die Verortung des Interpretierenden in einem Wert- und Politik-Zusammenhang).

In diesen Streifzügen sind bereits eine Menge theoretischer Vorüberlegungen eingegangen. Welcher Art die Erzählungen sind und die Bilder, an denen wir uns abarbeiten, und die mit dem Heimatdiskurs treiben, und uns treiben, mit keinen allzu großen Freiheitsgraden, diesen Diskurs durch Eingriffe und Strategien nachhaltig zu beeinflussen, spielt in der bewussten (und vor allem öffentlichen) Auseinandersetzung darüber, was die Auslandseinsätze bei Interventionen bedeuten, kaum eine Rolle. Damit bin ich in die Gegenwart und das Problem des Heimatdiskurses gesprungen.

Es muss betont werden, dass meine Absicht weder eine diskursanalytische ist noch eigentlich kulturwissenschaftlich sich in die Verhältnisse von Kultur und Krieg bzw. Intervention der Gegenwart, im Rahmen der deutschen Politik, einbringen möchte⁵. Ich habe den Heimatdiskurs als einen wesentlich die Entscheidungen und Praktiken der Gesellschaft in und in Bezug auf die Auslandseinsätze („Interventionen“) beeinflussenden geortet und muss versuchen, ihn zu verstehen um ihn denen, die Entscheidungen treffen und denen die sich dazu verhalten, zu erklären. (Auch denen, die ihn zu verstehen meinen und denen, die sich selbstbestimmt dazu zu verhalten glauben). Dazu sind einige Rückgriffe nötig, die zugleich epistemologisch gebraucht werden können: woher wissen wir, was wir wissen und wie ist dieses Wissen zustande gekommen? Immer im Rahmen der sozialwissenschaftlichen Freiheit, Anfang und Ende und Intensität dieses Rekurses festzulegen, also nicht endlos in unauslotbare Tiefen hinabzusteigen, das unterscheidet uns von der Philosophie.

Der Begriff *Heimatdiskurs* ist im Kontext nicht gebräuchlich gewesen. Er stammt aus der Arbeit der Arbeitsstelle Interventionskultur an der Universität Oldenburg und ist aus Analysen vor allem des Auslandseinsatzes im Kosovo und später dann zu Afghanistan entstanden (Bonacker 2010, Daxner 2008, vgl. die Einleitung). Zunächst wurde der Begriff, wenn erklärt, hingenommen, als ein Neologismus neben mehreren aus unserer Arbeit (v.a. den „Intervenierten“ im Kontrast zu den „Intervenierenden“). Als ich im Frühjahr 2009 am Remarque Institut bei Tony Judt arbeitete, gab Google nur 5 Hits unter dem Begriff her: alle in Bezug auf Bayrische Volkskundekontexte ohne jeden Bezug. *Homeland Discourse* brachte keinen Treffer, *Homeland* in anderen Kombinationen natürlich nach 9/11 tausende. (Nebenbei: wir haben **9/11** in unseren Wortschatz übernommen, nachdem ganz kurz nach dem Attentat „911“ noch eine ironische Porsche-Assoziation über die wahren Motive des Anschlags war, bevor es politisch unkorrekt wurde). Heute (12.6.2011) sind zu *Heimatdiskurs* bei 1040 Treffern die Hälfte der ersten zwanzig unserem Begriff und Kontext gewidmet, die meisten anderen beziehen sich noch immer auf den bayrischen Volkstumsdiskurs. Unsere Definition ist, wie notwendig und erklärbar, stark verdichtet:

Heimatdiskurs bezeichnet die Summe aller diskursiven Praktiken und Strategien, die sich mit der Legitimation, Anerkennung und Bewertung von Politik und Truppeneinsatz außerhalb des nationalen Territoriums befassen.

Im Falle **Deutschlands** vor allem mit der Außen- und Verteidigungspolitik im Kontext der Einsätze im Kosovo (1999ff.) und Afghanistan (2002ff.), aber auch zunehmend im Kontext globaler Innenpolitik, des Kriegs gegen den Terrorismus, der Abwehr von Piraten auf Handelsrouten etc.

⁵ Die m.W. einzige nachhaltige Beschäftigung in Deutschland mit diesen Phänomenen auf einer diskursanalytischen Basis findet sich in der Zeitschrift KultuRRvolution.

Der Heimatdiskurs strukturiert maßgeblich die öffentliche Meinung, die Wechselwirkung von Medien und Öffentlichkeit, die Hintergründe politischer Entscheidungen und die Legitimationspolitik für Auslandseinsätze und globale Bündnispolitik, nicht nur auf militärische Aktionen „out of area“ beschränkt.

Wir haben mit dem ironisch und pathetisch notierten Begriff natürlich Aufmerksamkeit provozieren wollen, weil dieser Heimatdiskurs einige Nachkriegsnarrative der Bundesrepublik Deutschland ins Wanken bringt, also über Symbolpolitik in tatsächliche Entscheidungen und Politik-Wechsel eingreift. Beispielsweise sind die pazifistischen Grundtöne der Nachkriegspolitik, die in Bezug auf die Bundeswehr quasi kontrafaktisch zur Wiederbewaffnung wirksam wurden, seit dem Kosovo, mehr noch seit der Beteiligung an OEF und ISAF neuen Herausforderungen und Delegitimationen ausgesetzt, weil z.B. global *Verantwortung tragen* heißt heute „Truppen stellen“. Das führt zu Konflikten in der Selbstwahrnehmung und –zuschreibung in einer Gesellschaft, wie wir sie später am Beispiel der Komplizenschaft mit dem Gegenstand Krieg, auch als Forschungsgegenstand, diskutieren werden. **Eine Hypothese lautet, dass wir für den alten Krieg und die Friedlichkeit nach 1945 sehr wohl Bilder besitzen, für die neue Situation aber nicht.** Weshalb es zu Verwerfungen kommt, wenn anachronistische Bilder und Deutung unzeitgemäß in allen Richtungen – Vergangenheit, Gegenwart – sich verbinden, entstehen neue Konflikte und – **Politik**.

Die Beschränkung auf Deutschland macht durchaus Sinn, weil es sich um eine äußerst verwickelte Mischung von unterschiedlichen Diskursebenen und –dimensionen handelt, mit einem konstruierten nationalen und souveränen Staat als imaginärem Zentrum. Kontrastiv und vergleichend bieten sich Partner in der Allianz an (USA) oder eben die Intervenierten. Das Kollektiv – „Wir“ – das in diesem Diskurs sich bewegt und ihn, wie ich in diesem Text, zum Gegenstand der Analyse macht, kann wiederum stark verkürzt, so aufgespalten werden:

Was wir von der Intervention und ihrem Ergebnis erwarten können, hängt davon ab, wie wir uns selbst definieren und wie wir unsere Position im Geschehen um Afghanistan einordnen⁶. Die Gruppenbildung zum WIR ist ein komplizierter sozialer Prozess, der es erlaubt, sich verschiedenen Wir zuzuordnen. Für Politik und Wissenschaft ist es gleichermaßen wichtig, diese Positionswechsel zu benennen um die Öffentlichkeit in ihrer Meinungsbildung zu unterstützen. Aktive und passive Zuordnung, also auch Zugeordnet-Werden, ist nicht notwendig intendiert oder eine bewusste Wahl.

WIR – der Nationalstaat Bundesrepublik Deutschland in seiner souveränen Außen- und Sicherheitspolitik

WIR – als Entsendestaat von Militär und Polizei, als Mitfinanzier und Ausrüster einer Intervention, als Heimatland von gefallenen, Veteranen, und Verwundeten

WIR – die Bundesrepublik Deutschland in einem Geflecht supranationaler Verpflichtungen und Allianzen (UN, NATO, Bündnisse (OEF), Konventionen (Menschenrechte)

WIR – „Deutschen“, deutsche Bürgerinnen und Bürger in einer moralischen und pragmatischen Beziehung zu den Menschen in Afghanistan, die aus diesen Beziehungen (Empathie, Ablehnung, wirtschaftliche und kulturelle Interessen) Politik machen wollen und Entscheidungen zu beeinflussen suchen.

WIR – die wir heute hier wissenschaftlich und als ExpertInnen darüber diskutieren, was wer in Afghanistan erwarten kann. (Daxner 2011 a).

⁶ Kosovo ist zu weit im Prozess gediehen, hier sind ähnliche Phänomene schon auf dem Weg ins kulturelle Gedächtnis abgefiltert zu werden.

Zwischen den letzten beiden Wir steht Bourdieus Anspruch, dass Wissenschaft leisten soll, dem Bürger die Meinungsbildung zu ermöglichen. (Bourdieu⁷). Wir haben es mit Akten informeller Bildung neben den formalen Bildungswegen zu tun. Aber gibt es in Fragen von Krieg und Gewalt – man würde gerne sagen, in den „Neuen Kriegen“ – die Differenz von Experten und Laien so klar wie früher? (Lyotard leugnete diese Differenz schon bei Vietnam; wenn Luhmanns Diktum, wir wüssten nur, was die Massenmedien servieren, auch nur annähernd zutrifft, dann ist ein Allgemeinwissen über die Kriege viel wahrscheinlicher von dort gebildet als etwa über die Finanzkrise oder seuchen, weil die Distanz zwischen Experten und Laien zu diesen Themen viel expliziter ist als in der Kriegsberichterstattung und –analyse). Wir können diese verschiedenen, einander überschneidenden Gruppen auch als solche begreifen, die mit-reden, mitreden wollen und mehr oder weniger können. Sie beeinflussen den Heimatdiskurs, sind aber vor allem von ihm getrieben, oft über die Medien, und da diese sich selten ihrer eigenen Getriebenheit bewusst sind bzw. diesen Ausdruck geben, ist das, was letztlich zu folgenreichen Entscheidungen und komplexen Legitimationsprozessen führt, nicht an der Oberfläche zu sehen. Zugleich sind diese Kollektivbestimmungen nicht explizit gemeinschaftsbildend. D.h. die jeweiligen *Wir*s haben weder trennscharfe Ränder noch sind die Bedingungen von Durchdringung und Überschneidung normiert.

Innerhalb der Wissenschaften müssen wir davon ausgehen, dass die Grenzen und damit Legitimations- und Autoritätsgrenzen der Disziplinen es dem Kontext schwer machen. Ist schon bei Interventionen schwierig, die große Spannweite zwischen politischen Wissenschaften, Soziologie, Ethnologie und den Anschlussstellen bei Religion, Wirtschaft, Sozialstruktur, Militär usw. so zu überbrücken, dass die terminologischen Differenzen nicht Artefakte hervorrufen, die wiederum zu wissenschaftlichen Sackgassen führen, so trifft das auf den Heimatdiskurs nicht minder zu. Noch dazu ist dieser mit vielen Tabus, Denk- und Sprechverboten sowie Korrektheitsvorschriften versehen. Nehmen wir einige Beispiele: für die USA ist es nicht möglich, einen Krieg (War) zu verlieren. Es gibt einen Feind (Enemy) der entweder virtuell ist (Terror), oder neuerdings konkret benannt wird (Taliban, Al Qaeda etc.) und solange der Feind *ist*, muss er besiegt werden. In Deutschland durfte man lange Zeit nicht von Krieg sprechen, heute darf man, hat aber keinen Feind.

Es ist schwierig, ein ganzes Vokabular neu zu ordnen: Kriegsheimkehrer, Veteranen, Gefallene; für die Invaliden haben wir noch keinen richtigen Begriff, und an den Gefallenen orientieren sich neue Diskursvarianten: Helden, Krieger, Professionelle Interventionssoldaten....gleichzeitig entsteht ein neues Wir, das sich über die Gefallenen mit der Heimat, mit der deutschen Politik, gegen sie oder ohne sie formatiert.

Das begann schon beim Einsatz in Kosovo. Ganz entscheidende „Bilder“ über den Balkan waren in Deutschland geprägt von Karl May, den die politische Elite (2000 also die Generation 1935-1950) noch gelesen hatte („Der Schut“, „Durch die Schluchten des Balkan“ u.a.); sie waren geprägt durch die Jugoslawien-Urlaube, die gerade nicht nach Kosovo oder Südserbien geführt haben, sondern an die Adria; sie waren geprägt durch das Gegenstück zum Orientalismus, den Balkanismus (vgl.

⁷ Bourdieu hat diesen Aspekt Zeit seines Lebens und in immer neuen Variationen beibehalten. In knappster Form steht das u.a. in Bourdieu 1996, S.69. Auch in der Biographie von Barlösius, E. (2006). Pierre Bourdieu. Frankfurt/M, Campus., ist gerade dieser Aspekt mit guter Bibliographie detailliert dargestellt. Einen für uns spannenden zusätzlichen Blickwinkel bietet die Universität Wien: www.unet.univie.ac.at/Ethnohistorie, ges. 13.5.2011, unter dem Stichwort „Praxelologische Strukturgeschichte“.

(Todorova 1997); und sie waren geprägt von vielfältigen aktuellen Einflüssen der kroatischen und serbischen Diaspora in Deutschland, durch das Balkan-Bild und die Politik des Nachbarn Österreich, durch die Bilder vom „Albaner“ (zwischen Kriminalität und Arbeitswütigkeit). Was man aber zum Beispiel viel zu wenig wusste, dass sowohl Bosnien als auch Kosovo muslimische Länder sind, mit „resurfacing“ Religiosität (Daxner 2007). Damals schon schrieb der Verteidigungsminister an seinem „Kriegstagebuch“ und weckte Assoziationen, die der Friedens-gestählten Nachkriegsgeneration eher skurril vorkommen mussten. In einer kommentierten Werbeanzeige findet man heute noch die fast parodistische Darstellung:

Da war die trockene dickleibige Selbstreferenz des deutschen ComKFOR General Reinhardt schon programmatischer: „KFOR: Streitkräfte für den Frieden“ (Reinhardt 2001). Was wurde da evoziert? Und warum hat nach Bonn-Petersberg 2001, dem deutschen Engagement bei OEF, also im War on Terror, und dann beim ISAF mandatierten Einsatz niemand gleich von *Krieg* gesprochen? Wenn es aber um *Kriegs-Bilder* geht, müssen wir auch noch andere Linien bedenken. Im ersten Nachkriegsnarrativ – dem Zweiten Weltkrieg – herrschte häufig das Bild, das ich *Stalingrad* nennen möchte, das nach 1945 durch unzählige apologetische Belletristik der Landserliteratur und der Ehre der Wehrmacht bzw. ihrer Parodie (08/15) geprägt wurde. In den weiteren Narrativen (also Shoa nach 1962, Vereinigung nach 1989, und womöglich 9/11 nach 2001 werden die Kriegsbilder teilweise erneuert – Vietnam mit den mächtigen Bildern (*My Lai*), - teilweise sind die alten Bilder aber unheimlich zäh; am Leben erhalten und in letzter Zeit – es ist Krieg! – geradezu wieder aufgelegt: Orden, Gedenkstätte für die Gefallenen, Posen – ich komme noch zur Pietà). Die Fackelzüge haben ohnedies nie aufgehört, die alte Wehrgeschichte lebendig zu halten, und die Innere Führung, die ja *aufgeklärt bildlos* ist, zeigt sich beileibe nicht so gefestigt wie wir es erhofft hatten. Ich kann viele Bilder zeigen, wo Soldaten im *Friedenseinsatz* als Krieger und als Helden gezeigt werden – in Haltungen, Posen, Kontexten, die die Unterströmungen und Subtexte des (west)deutschen Nachkriegspazifismus scheinbar unterlaufen. Scheinbar, weil es nicht ausgemacht ist, dass einfach „der Schoß noch fruchtbar ist, aus dem das kroch“. Dass jetzt allmählich der Selbstbetrug unserer moralischen und pragmatischen Sonderstellung aufgeweicht wird, ist – angesichts der globalen Sicherheitspolitik – „an der Zeit“, andererseits ist es auch eine Chance für eine Neuorientierung *ohne* Rückfall in den *alten* Militarismus.

Diese Sätze bedürfen der Erklärung. Der Soldat als Krieger und Held ist ein langstehendes Motiv von Nationalismus, Patriotismus und der Legitimation hegemonialer, gewaltsamer Politik. Es gibt hier sicher nationale und regionale Differenzierungen, die für die konkrete Geschichte von Militarismus, aber auch von festgestellten Bildern, Leitbildern, bedeutsam sind. Mir geht es darum, dass diese Bilder von Pazifisten wie Remarque oder Ossietzky rational angegriffen wurden, aber im „Ernstfall“ Bestand hatten. Eine der großen demokratischen Leistungen der Bundesrepublik nach 1945 war die schrittweise Dekonstruktion dieser Bilder. Eine der Rahmenbedingungen dafür – sozusagen eine von mehreren Schutzhüllen – war die uns auferlegte Pax Americana während des Kalten Kriegs. Die Bundeswehr spielte eine symbolische und eine logistische Rolle, aber *out of area* war *out of the question*. Die Rückfälle auch in der Bundeswehr gab es sehr wohl, aber sie waren nicht systemisch und gefährdeten nicht die Vorstellung, die sich mit dem Staatsbürger in Uniform verband. Für den aber gab es kein Bild. Paradoxerweise hatte der Soldat im *Friedenseinsatz* nicht schon bei Blauhelm-Missionen Gestalt angenommen. Seine Stunde kam im Kosovo. Da hatte sich aber in der Zwischenzeit erhebliches verändert. Interventionen wurden der neorealistischen Praxis zunehmend entzogen und stark normativ gerechtfertigt (Schetter 2010). Dafür gab es erst einige, später mehr Bilder und Metaphern. Nicht zufällig war der *Entwicklungshelfer in Uniform* einer der ersten diesbezüglichen

Begriffe. Es gab und gibt wieder Erzählungen vom Krieg. Hierzu gehört eine schwerwiegende Annahme einer These von Taussig: Ihr Wortlaut bezieht sich auf die Kolonialgeschichte und die damit verbundene Kultur des Terrors, wir müssen sie transformieren. Im Wortlaut sagt sie, dass „die Erzählungen selbst Belege für den Prozess sind, durch den eine Kultur des Terrors erzeugt und aufrecht erhalten wird“ (Taussig 2010, 34). Der Satz ist fast zu einfach einleuchtend, wenn wir ihn z.B. auf die Erzählungen von Al Qaida Anführern, von Steinigungen durch die Taliban, anwenden; meist sind die Erzählungen subtiler, aber in jedem Fall klassifizieren sie diejenigen, die wir in der Interventionsforschung die Intervenierten nennen, und versuchen damit, die Rolle der Intervenierenden entweder zu rechtfertigen oder, in der Kippfigur des Intervenierten als Opfers, zu kritisieren.

Die Erzählungen vom Krieg gehören mehreren Diskursen an; wenn sie in die Forschung eingehen oder diese begründen, werden sie zu soziologischen (sozialwissenschaftlichen, ethnographischen) Erzählungen (Bude 1993) und markieren damit eine andere Trennlinie als die gemeinhin zwischen Wissenschaft und Journalismus gezogene. Methodologisch steigen wir hier in eine komplizierte Mischung aus Hermeneutik, Ideologiekritik und Diskursanalyse ein, die – zumal, wenn die Erzählung aktuell sein und bleiben soll – sich nicht im Methodenstreit verlieren darf, sondern „theoretische Praxis“ insoweit ist, als sie selbst und ihre Interpretation unmittelbar politische Folgen haben kann. Bei der Frage etwa, ob Wir (Deutsche qua Deutschland) im Krieg seien, kann man gut verfolgen, dass in dem Augenblick, wo der Begriff freigegeben, also autorisiert wurde, auch ein Blick auf die Phänomene freigegeben wurde, die diesen Begriff anwendbar machen. Woher wissen denn die Menschen hier, in der friedlichen Nachkriegssozialisation, wie das ist „im Krieg“ zu sein? Entweder alte Bilder werden bemüht oder neue müssen geschaffen werden. Die Bilder aus den Kampfzonen, in den Bundeswehrsoldaten auch kämpfen, aber im Wortsinn keinen „Krieg führen“ erinnern an Bilder von früheren Kriegen und knüpfen verdächtig einfach die Kriegsnarrative an, die heute der Großelterngeneration zugehören – oder sie „erfinden“ sich scheinbar neu. Das geht aber nicht ohne die Rollendefinition der Soldaten, die da einbezogen sind – übrigens auch der Soldatinnen, die hier eine eigene Funktion haben, auch im Heimatdiskurs⁸. Die Identifikation der Funktion von Militär in *out of area* Einsätzen im Rahmen großer supra-nationaler Verbünde und/oder spontaner Koalitionen – das ergibt ganz andere Rollenbilder als die traditionellen Nationalarmeen an Bildern hergeben. Nicht zufällig ist die gerade begonnene und völlig unausgereifte Reform der Bundeswehr unter dieser neuen Rolle und als professionelle Streitmacht skizziert. Professionalität aber stellt den Staatsbürger in Uniform vor ein Deutungsdilemma. Nicht zufällig werben Bundeswehr, österreichische, ukrainische und schwedische Armee mit analogen lebenslang befriedigenden Berufsstereotypen, die zwischen humanitär und kämpfend oszillieren, aber jeweils nur die soldatische Erscheinung in einem subjektiven Akteursumfeld zeigen und den politischen Kontext fast ausblenden. (<http://>). Der zentrale Begriff ist ja nicht Soldat, sondern „Soldat“ in Bezug auf seine/ihre Gesellschaft und seinen/ihren Staat. Wir haben klassisch die Aufspaltung in Helden und Gefallene. Diese sind nicht kongruent mit Siegern und Niederlagen. Dafür gibt es auch wieder Bilder. Die Heroisierung des Oberst Klein (Kommandeur, der das Bombardement der entführten Tankwagen bei Kunduz am 4.9.2009 befohlen hatte) bringt das ganze Repertoire der Heldenherstellung in Anwendung (Reichelt und Meyer 2010) Hier wird z.B. die Rolle des Oberst Klein als Patriot, Christ und Held mit Zweifelverboten versehen.

⁸ Das ist übrigens besonders deutlich diskutiert worden am Beispiel der auf der *Gorch Fock* aus dem Mast gestürzten Offiziersanwärterin. Aber kämpfende Frauen passen in das deutsche Soldatennarrativ noch weniger als in anderen Ländern (vgl. Steppat 2010), vgl. die Rezension zu Kurbjuweits „Kriegsbraut“ in der SZ 10.3.2011 „Die Frau, die sich traut“)

Das funktioniert aber nur im eingeschränkten Kontext. Der Held muss sich von den andern, „Nichthelden“ unterscheiden. Wenn alle Helden werden – „unsere Bundeswehr am Hindukusch“, würde das auch eingetretenen oder erwarteten Erfolg, der Sieg heißt, bedeuten müssen – etwas zynisch angesichts der Tatsache, dass z.B. die britischen Niederlagen in Afghanistan sogar bis heute überlebende Lyrik hervorgebracht haben (Theodor Fontane: Das Trauerspiel von Afghanistan, 1857, zur Expedition der Engländer 1939-1842. Der letzte Satz schreibt Geschichte „Einer kam heim aus Afghanistan“ – um zu berichten).

Unsere Bilder von soldatischen Tugenden, sofern sie autorisiert und vorstellbar sind, beziehen sich auf Helden im Widerstand (gegen die Nazis), und diese lösen die gewalttätigen Nazis allmählich und kontrovers z.B. bei Kasernennamen ab. Bei den Attentätern auf Hitler spielt noch ein anderes Notat mit: sie waren erfolglos, wurden zu Opfern und haben sich geopfert. Die Nähe zum Bild des Märtyrers, die oft – und teilweise unzutreffend im Djihad-Diskurs aufscheint (Sarhan 2010, Huhnholz 2010 in Frank 2010) – ist hier nahe. Deshalb ist die dauernde, und von ihrer Quelle losgelöste Frage, ob unsere (deutsche) Sicherheit am Hindukusch verteidigt wird, damit verbunden, ob wer dort fällt „für uns fällt“, Blutzuge unserer Freiheit ist⁹. Weniger dramatisch, aber nachhaltig ist die Frage bei den seelisch und körperlich verletzten Heimkehrern aus Afghanistan (Aufschlussreich das Fernsehdokumentarfilm „Willkommen zu Hause“)¹⁰. Aber was machen denn „unsere Jungs“ dort? Uns erreichen Bilder, die sich scheinbar dann leicht festsetzen, wenn wir sie so oder ähnlich kennen – Soldaten in der Freizeit, oder beim verteilen von zivilen Gütern an Kinder oder beim „Retten“ – oder tot, im Sarg, umgeben von *pompes funèbres* und Ritualen. Im Feldlager von Mazar gibt es ein Kriegerdenkmal, das könnte auch bei uns zu Hause stehen, überall auf der Welt. Wir lesen unser Bild vom Soldaten, Helden, Krieger etc. in die Bilder der Reportagen hinein, es sind sozusagen „Doppelpendel“-Interpretationen. Da wird der Friedenseinsatz mit Bildern garniert, die dem zu widersprechen scheinen. In diesen Bildern spielt sich die Komplizenschaft mit dem Krieg und seine Ablehnung ab. Der Soziologe Dirk Baecker hat das für unsere Forschung großartig zusammengefasst, wenn er das „Nein zum Krieg“ als kollektiven Imperativ unserer Gesellschaft, das „Ja zum Krieg“ aber als Konsequenz der sozialwissenschaftlichen Beforschung analysiert. (Baecker 2002).

Von solchen Deutungen weiter entfernt sind die Gesellschaften, in denen der Krieger anders notiert ist, allen voran die USA. Josef Joffe hat als einer der ersten darauf hingewiesen, dass es für Deutsche bei internationalen Einsätzen ein Problem sei, weil wir keine Tradition des Warrior hätten (Joffe 2009). Ob man es bedauert oder nicht, die Beobachtung stimmt. Fighters und Warriors entstammen kulturellen Kontexten, die auch Patriotismus und Nation anders begreifen als wir unser Verhältnis von Staat und Gesellschaft¹¹. Darauf muss ich jetzt (noch) nicht eingehen, soviel aber ist klar: mit der Ausrichtung der Bundeswehr auf ihr neues professionelles Bild nähern wir uns einem eigenen Bild vom Berufssoldaten, der ein „Krieger“ ist. Die Frage, wie wohl wichtig, ist nicht so sehr, ob das notwendig ist und ob es in einer Demokratie angemessen ist, sondern was wir jetzt mit einem solchen ungelösten Problem machen, das ja unmittelbar zur Lösung ansteht. In einem

⁹ Die Rückerschließung des Originalzitats aus dem Bericht der Bundesregierung (BM Struck) 2002 und die Zuschreibungen ist ein Muster für die Entstehung von Legenden. Vgl. Daxner, M.: Neue Kriege und Innere Sicherheit, Vortrag Universität Giessen 13.1.2009. Heute sind die Fundstellen noch erheblich verwirrender und vielfältiger.

¹⁰ Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/willkommen_zuhause, ges. 24.6.2011. Meine persönliche Recherche hat hier ein seltsames Desinteresse der Filmemacher an dem „abgeschlossenen“ Projekt ergeben, man wollte weder mit mir darüber diskutieren noch die theoretisch-thematischen Hintergründe erörtern.

¹¹ Die Studentin Olga Zeveleva hat in ihrer Hausarbeit „The Warrior Concept in American Society of Intervention“ eine aktuelle Zusammenstellung von Ansätzen zu diesem Kriegerkonzept in einer anderen Gesellschaft geleistet (FUB, HS 15353, 2011)

hervorragenden Themenheft wir diese Frage von aktiven und ehemaligen Militärs und Sozialwissenschaftlern abgehandelt (Vorgänge 193/2011), dabei kommt es zu einer vorsichtig-pragmatischen Grundlegung:

- 1. Soldaten und Soldaten sind Bürger einer liberalen Demokratie.**
- 2. Sie handeln im Auftrag der Bundesrepublik Deutschland unter dem Primat der Politik und verfügen über republikanische Tugenden.**
- 3. Als Instrument der Politik, deren Tätigkeit essentiell mit der Androhung und Anwendung von Gewalt verbunden ist, haben sie das Ethos von Kriegern, das ihnen ermöglicht, Gewalt als äußerstes Mittel zur Eindämmung und Begrenzung von anderer Gewalt anzuwenden. (Herberg-Rothe/Thiele 2011, 31)**

Der dritte Punkt ist gefüllt mit historischen Assoziationen, die weit in die Vergangenheit und vormoderne Bilder zurückreichen. Aber für die Gegenwart müssen solche Bilder erfunden und gefunden werden, soll nicht unversehens der Krieger wieder einer werden, der seinem „Vater ähnelt“¹². Das ist das Ergebnis einer pessimistischen Weltsicht, die die völlige Abrüstung und Demilitarisierung aus den Konzepten genommen hat; aber vielleicht ist es auch eine Konsequenz aus der *Responsibility to Protect*, aus der *Human Security*? Wenn man den Fall Myanmar durchspielt, dann hätte der Einsatz von Militär zur Rettung der Flutopfer auch bedeutet, den Regime Change anzustreben, was ohne Gewalt wohl nicht möglich gewesen wäre. Die Vorstellung, welche Bilder uns aus den Flutgebieten und welche uns aus der Hauptstadt erreicht hätten, kommt nahe an den Anfang meiner Ausführungen, wie schwer der Soldat als Entwicklungshelfer und Katastrophenretter vorstellbar ist. Soweit zur Interpretation meines leitenden Absatzes. Und noch etwas Zweites ist hier wichtig. Dass wir die Bilder vom Krieg bzw. der Gewalt und vom Terror, nicht mehr binär kodieren, als Bilder vom Sieg oder der Niederlage.

+++

In einer anderen Tradition steht eine Kriegsberichterstattung, die medienanalytisch gut aufbereitet ist, die ich aber aus anderen Gründen heranziehe. Sebastian Jungers „War“ ist ohne Zweifel eine Ausnahme unter den Kriegsbüchern der letzten Zeit (Junger 2010). Es ist die Reportage eines eingebetteten Journalisten von den Kämpfen im Korengal-Tal im östlichen Afghanistan, nahe der pakistanischen Grenze. Hochliterarisch und zugleich minutiös akkurat, das Gegenteil eines Kriegstagebuchs. Die politischen Extempores sind für die Afghanistandiskussion der Übergangszeit bis zum Abzug hochaktuell und dass das Buch nicht zensiert wurde, liegt wohl eher am 1st Amendment der amerikanischen Verfassung als an einem gesteigerten Interesse, die Berichte geheim zu halten. Das Buch knüpft an bestimmte Vietnam-Traditionen an und an die Losgelöstheit der aktuellen Kämpfe vom politischen Rahmen und von den Frames der Intervention. Tim Hetherington ((Hetherington 2010), der in Libyen getötete renommierte Photograph, hat dazu ein Buch gemacht, das überwiegend aus Portraitphotos besteht; dazu noch einige wenige Aufnahmen der erbärmlichen Gefechtsstände im gebirgigen Gelände, ein paar Einblicke ins Lagerleben, und Fotos von Tattoos und Emblemen. Die meisten Gesichter zeigen eines deutlich: so sehen keine Krieger aus wie wir sie in den Engrammen unserer kulturellen Bildung haben. Sie sind eher an den Schützengräben von Verdun anschließbar, wie von Remarque beschrieben. Oder an die Stelle bei Junger, wo es um Sieg und Niederlage heißt: „It’s been a costly week. It’s been the kind of week that makes people home think

¹² „ich bin der sieg/mein vater ist der krieg/der friede ist mein lieber sohn/der gleicht meinem vater schon“ (Erich Fried).

that maybe we're losing the war". (Junger 2010, 125). Verletzliche, verletzte junge Menschen, deren Professionalität auch im Kontrast zur technischen Rahmung (auch ein „Frame“, wenn man so will, dass der elektronische Krieg mit Infrarot, lautlosen Kampfhubschraubern, Fernlenk Waffen und Satelliten immer wieder auf die Attacke im Kampf Mensch gegen Mensch, Scharfschützen und Hinterhalte im Wald stößt). Auf einigen Bildern sieht man, wie sich die Soldaten im Gefechtstand „balgen“. Dazu schreibt Junger, dass nach ein paar Tagen ohne Kampf die Spannung so unerträglich wird, dass sie sich gewaltsam, ohne jede Freundschaft oder das Aufeinander-Angewiesen-Sein zu zerstören, entlädt, bis hart an die Grenze des Ernstfalls (Junger 2010, 23). Und implizit wird immer wiederholt, dass diese *Warriors* sehr oft in ihrem *Platoon*, in ihrer Kompanie oder ihrem Zug, die einzigen Freunde ihres Lebens (gefunden) haben. Beides sind fast archaische, jedenfalls vormoderne Muster. Die Bilder sind schwer auf den „demokratischen Krieger“ zu überschreiben, und doch – wird dieser sich im „Ernstfall“ des Kampfes anders verhalten? Und mit welchen Erzählungen wird die Militärsoziologie arbeiten müssen, wie werden die Erzählungen der überlebenden Heimkehrer, ihrer Angehörigen, ihres sozialen Umfelds in die größeren Narrative ihrer Gesellschaft und Zeit aufgelöst werden?

Das ist die Schnittstelle zur so genannten „Alltagskultur“ und zur Sichtbarkeit ihrer Routinen. Nach dem ersten Weltkrieg war der Kriegsversehrte Teil des Straßenbildes. In Pariser U-Bahnen wird heute noch der Sitzplatz vorzüglich für Kriegsblinde, Kriegsversehrte, dann für Zivilblinde und schwangere Frauen reserviert. Der bettelnde Beinamputierte ist heute auf den Straßen von Kabul gegenwärtig, aber er „erinnert“ (noch) nicht an unser Alltagsstraßenbild. Die Verletzungen sind andere geworden, und sie werden anders repräsentiert, vor allem medizinisch, um im Bereich der Wohlfahrts-Governance aufgehoben zu sein – das kann man an der Diskussion von PTSS (Posttraumatisches Stresssymptom) studieren. Just ein paar Tage nach der Ausstrahlung von „Willkommen zu Hause“ befasste sich der Bundestag damit und kurzzeitig war es ein Medienthema. De facto sind Heimkehrer-Neurosen und –Psychosen aber nur bedingt in den breiten Symptombereich des PTSS einzuordnen. Die Beziehung zur Realität des Einsatzes und zum Krieg wird gekappt, wo sie beim Amputierten noch deutlich unabweisbar war. Ich möchte gerade an dieser Stelle niemanden provozieren: aber es scheint mir, dass wir mit Toten (Gefallenen) leichter umgehen als mit Invaliden und Veteranen. Die Rituale des pathetischen Begräbnisses „sitzen“ wie gelernt. Die des empathischen Mitverarbeitens der Kampf- und Kriegserfahrung sind unsicher.

+++

An einer Stelle des Films „Willkommen zu Hause“ hält ein Soldat einen verwundeten Kameraden im Arm. Meine Assoziation, sofort, die Pietà von Michelangelo. Und ich konnte nicht umhin, mir vorzustellen, dass im Hintergrund der „Gute Kamerad“ trompetet wurde (was nicht der Fall war). In einer kurzen Selbstanalyse habe ich meine Assoziationen zu entschlüsseln versucht. Für mich (Jahrgang 1947, keine Wehrmachtsangehörigen und Soldatenerzählungen in der Familie) war James Jones' „From Here to Eternity“ („Verdammt in alle Ewigkeit“)¹³ sozusagen das Aufklärungsbuch in allen Belangen, mit nachhaltigem Einfluss auch die unvermeidliche Nachkriegsliteratur zu bewerten. Schon bevor Zinnemanns Film die Bilder verdichtete (Zapfenstreich, Bombardement von Pearl Harbor, Sozial- und Sexualleben in der Kaserne etc.), sind bestimmte Rituale, Militaria etc. bildlich befestigt worden. (08/15 dagegen blieb weitgehend folgenlos für mein Repertoire. Der Roman wurde von den bundesrepublikanischen Konservativen (F.J.Strauß u.a.) wegen seines sarkastischen Realismus und seiner guten Recherche heftig beföhlet, war aber historisch gut abgesichert und bot

¹³ *From Here to Eternity*, Fred Zinneman 1953. Mit Frank Sinatra, Montgomery Clift, Burt Lancaster, Deborah Kerr und Donna Reed. Man bedenke die McCarthy-Zeit und die ungewohnte Freizügigkeit mit sexuellen und anti-autoritären Anspielungen.

der Landserliteratur die Stirn (Kirst 1954ff.)¹⁴). Die Assoziationen habe ich behalten, sie sind in meinen Habitus eingeschrieben, verfügbar. Ähnlich drängte sich ein berühmtes Stalingradbild auf, als ich das erste Mal Kabuls Südstadt sah: Trümmer, und eine freistehende Esse inmitten von Zerstörung. Solche Assoziationen haben viele, und es ist durchaus möglich, sie aus dem Vorbewussten hervorzuholen. Sie lenken auch die Intuition und phänomenologische Vorgehensweisen bei der Entschlüsselung von Texte und Bild; aber sie sind auch bedeutsam für die Auswahl der Bilder und Texte, mit denen wir arbeiten, um die Situationen zu bearbeiten, die wir in einer Intervention, vor allem auf der lebensweltlichen Ebene feststellen. Sie sind sozusagen die Vergleichsfolie, vor der wir das Gesehene, Gehörte, Mitgeteilte aussortieren. Traditionelle Medientheorie erklärt damit gerne, warum Attentate, personalisierte Aktionen, identifikationsfähige „Events“ mehr ziehen als Einblicke in den Schulalltag, oder fraktale Veränderungen an der Basis von Gesellschaft. Aufmerksamkeit, Aktualität, Bezugnahme (Bedrohung, Angst) ziehen mehr als Erklärungen der Strukturen, in denen sie sich abspielen; abgesehen davon, dass diese sich schwer darstellen lassen. Alle Schulneubauten auf der Welt schauen analog aus, alle Krankenzimmer sind sich ähnlich etc. Wenn Soldaten Schulausrüstung an Lehrer und Schüler verteilen oder Spatenstiche für Neubauten machen, wird wenigstens das Ausgangsnarrativ – Soldaten bei Friedenseinsätzen – aufgerufen, zugleich mit einer Portion ironischer Ungläubigkeit. (*Dazu* sind die doch nicht dort). Natürlich dienen solche Bilder dem Rahmen des Entwicklungshelfers in Uniform, aber doch mit der ambivalenten Botschaft, dass der Krieger als Helfer das alles besser kann als der Helfer in feindlicher Umgebung.

Die Berichterstattung benutzt die Bilder als Verstärker, die Botschaften kommen aber auch nach einem Muster herüber, bei dem man lernt, wie der Soldat als Entwicklungshelfer oder Kinderretter auszusehen hat¹⁵.

+++

Nach 9/11 hat Karlheinz Stockhausen viel Unmut auf sich gezogen, als er den Anschlag ein großes Kunstwerk nannte und das auch einigermaßen ausführlich begründete¹⁶. Bilder vom Krieg von Terror haben immer eine gewisse Faszination auf die Kunst und die Rezeption dieser Kunst ausgeübt, die Verbalisierung durch Stockhausen war vielleicht kurzfristig anstößiger als Bilder, Karikaturen und Anspielungen.

Wenn es nicht um terroristische Akte oder um unfassbare große Zahlen geht, hat das konsumierende Publikum nichts dagegen, große Verbrechen künstlerisch serviert zu bekommen, vgl. die Meisterdiebe, Postraub, Überlistung der legitimen Gewalt usw. Aber die Ästhetisierung des Antithetischen, des Feindes, ist verboten. Es ist interessant, dass nach dem Tod von Osama bin Laden vor allem verbal, aber auch in kommentierten Fotos und Videos eine gewisse, „kleine“ Ästhetisierung dort stattfindet, wo man die gezielte Tötung in westliche Kommentaren verurteilt, während seine „hässliche“ Fratze (er selbst bzw. die von ihm inspirierten Taten) dort besonders herausgebildet werden, wo die Tötung als solche gebilligt wird.

Der moderne Krieg kennt nicht nur die „kontrafaktischen“ Soldatenbilder, über die ich bereits geschrieben habe, sondern auch eine abstrakte Ästhetisierung, die man am besten in der

¹⁴ Wieweit 08/15 ambivalente, weil auch verkleinernde, Gedächtnisse befördert hatte, ist ebenso zu prüfen wie die Bildmächtigkeit von Details, die bis in den Sprachgebrauch erhalten wurden 08/15 heißt ja bis heute, ebenso wie *Schema f*, „Einheitsnorm“. Es wird hier eine Waffenbezeichnung (seit dem ersten Weltkrieg) metaphorisiert.

¹⁵ Matthias Simnacher hat in seiner Bachelorarbeit die Theorie von Bourdieu benutzt um einige dieser Bilder zu erklären. *A critical Review of Pierre Bourdieu's Approach to Photo Analysis*“ (FUB, OSI 2009). Am Beispiel dieser überdurchschnittlich guten studentischen Arbeit kann man sehen, auf welchen rezeptiven Boden die wieder auftauchende Theorie Bourdieus heute fällt.

¹⁶ Interview am 16.9.2001 www.stockhausen.org/hamburg.pdf, ges. 14.5.2011, sowie viele Blogs und Kommentare bis heute (ca. 47.000 Ergebnisse bei Google).

Atompilzsymbolik von Hiroshima nachverfolgen kann, heute werden Manöverbilder gezeigt, die nicht ohne weiteres als Kriegsbilder zu identifizieren sind. Man müsste auf die Theorie des ornamentalen übergehen, wollte man hier den Befund genau erläutern, dass es sich nicht so sehr (aber auch) um eine Verharmlosung handelt als vielmehr um die Herausnahme des agierenden Kriegers oder Kämpfers aus dem Kampf- und Tötungsvorgang. Die Objektivierung des Objektiven, möchte ich das nennen. (Der nächtliche Angriff auf Bagdad im ersten Golfkrieg bot eine derartige Ornamentik („Feuerwerk“), die massenmedial um die Welt ging und ihren Kontext nicht ohne weiteres enthüllte).

II. Heimatdiskurs und Bilder vom Krieg und von den Soldaten

Dass die deutsche Beteiligung an Krieg und Intervention unter den Umständen, wie sie Afghanistan und davor Kosovo gegeben hatten, „normal“ wäre, kann man nicht behaupten. Dass sie sich wiederholen und zum Normalfall werden könnte, kann man ebenso wenig abtun. Es hat den Anschein, dass sich der Heimatdiskurs auf die zweite Option einrichtet. Dafür spricht die angefangene Reform der Bundeswehr; dafür sprechen auch die verstärkten Bemühungen, Interventionen in völkerrechtlich verbindliche(re) Rahmen zu setzen, wie die Diskussion um den Einsatz in Libyen zeigt. Und die Diskussion um die gezielte oder in Kauf genommene Tötung von Osama bin Laden zeigt, - ein weiteres Mal – dass der Wert der staatlichen Souveränität erheblich in Zweifel gezogen wird, gerade wenn eine normativ begründete Intervention – in diesem Fall punktgenau und singulär – durchgeführt wird.

Wenn der Ansatz des Heimatdiskurses akzeptiert oder wenigstens weitgehend für sinnvoll gehalten wird, dann sind seine Schnittstellen mit anderen Diskursen von Bedeutung und alle Vermittlungsebenen, in denen er sich manifestiert. Die Emergenz dieses Diskurses, sein Auftauchen als Ergebnis und Bedingung der Verstärkung von *Out of area*-Einsätzen, hat die Erzählungs- und Darstellungsebenen erheblich verändert. Ich überlasse die medienkritische Deutung dieser Veränderung den Experten für dieses Gebiet und konzentriere mich auf die Verbindung zu einer **Politik, in der – und das ist entscheidend – das Dispositiv der künftigen globalen Innen-/Außenpolitik Deutschlands noch nicht festgelegt ist.** Dieser Zustand des Fluiden, Unfertigen, hat Vorteile – er schafft Raum für demokratische Verhandlung, für Transparenz, für Rückholbarkeit. Nicht erst mit Jungers *War* wird eine Kampfsituation gezeigt, in der das „eigentliche“ zu Hause der Soldaten zunehmend der Gefechtsstand wird. Das äußert sich in der Reportage ausführlich, weil das vorgeschobene Camp und die behelfsmäßigen Außenposten die sozialen Orte sind, in denen Freundschaften und „existentielle Gedanken“ sich austauschen, das Wichtige ist hier, das Virtuelle in einer fernen anderen Realität. Das ist ein anderes „Home“ als das in den *Home Stories* gezeigte. In deutschen Medien wurde bis vor kurzem gerne das „Battle-Home“ von amerikanischen Soldaten gezeigt, erst spät kommen deutsche Lagerstories dazu.

Mit diesen Bildern werden Bedürfnisse befriedigt, sich bestätigt zu fühlen, dass der Einsatz ohnedies vergeblich sei – was dann politisch umschrieben heißt, dass der Kampf/Krieg „militärisch nicht zu gewinnen sei“. Wobei sich ja keine Bilder denken lassen, in denen der Kampf gewonnen ist. (Wie gewonnener Kampf dokumentiert wird, hat der *New Yorker* zum Fall der Saddam-Statue in Bagdad minutiös nachgezeichnet (Maass 2011), diese Situation ist aber in Afghanistan nicht denkbar). Ein immer wiederkehrendes Motiv der Hoffnung ist in den letzten Jahren die Situation, wenn würdige Taliban-Anführer sich aufstellen, ihre Waffe abgeben oder eine weiße Fahne tragen und sich der Regierung anschließen. Diese Bilder sind insoweit ent-kontextualisiert, als sie nicht mehr erklären, *wie und warum* es zum Sinneswandel gekommen ist – und es macht einen Unterschied ob durch

Drohung, durch Gewalt („militärischer Teilerfolg“), durch Einsicht, Taktik oder rationale Güterabwägung. Die Unterwerfungsgeste wird zum Emblem des Erfolgs.

Die Bildinterpretation durch jedes einzelne Mitglied der Audience und durch ganze Cluster von analogen Interpretationen ist wichtig, weil sie den Diskurs transportiert und in seiner Wirkung verstärkt; die kommt irgendwann bei den Politikern an, und wird mehrfach zu und von den Medien zurückgespiegelt, womit zugleich die Herkunft des Verstärkungsmittels verdeckt wird. Wir – in diesem Fall klassifiziert vorrangig als Wissenschaftler – müssen uns die Distanz auferlegen, nicht zugleich die anderen Wir-Rollen anzunehmen oder durchzuspielen bzw. unsere eigenen Subtexte zu dekonstruieren versuchen.

III. Symbolische Politik

Mit Orden, Denkmälern, Bestattungsritualen, Kulthandlungen usw. werden Bilder vom Herr und von den neuen Soldaten aufgebaut, deren Wirkung noch nicht absehbar ist, weil sie in die Ambivalenz fallen, die Baecker so genau beschrieben hat. Man hat den Eindruck, dass der Diskurs nahelegt, das Volk hätte gern ein paar Helden, aber keine Gefallenen, und natürlich kann sich niemand an die Invaliden und Veteranen gewöhnen, das ist auch ein quantitatives Problem. Aber erstaunlich, wie homogen Werbung für die neuen Armeen ausfällt, wir haben uns Österreich, die Ukraine, die Bundeswehr und Schweden angesehen. Neben einer gewissen Dynamik und Abenteuer Nähe tragen viele dieser Filme eine höchst zweideutige Botschaft mit sich: der junge Mann verlässt letztlich die Frau(en) um zum Dienst zu entschwinden – heißt das zur Pflicht oder in den Tod, jedenfalls ist der Aufbruch ein Abschied¹⁷. Die Legitimation von Interventionen und die Legitimation einer bestimmten Art von Militär korrespondieren, auch sie bilden einen Aspekt der Interventionskultur.

Die Bundeswehr hat Nachkriegsdeutschland nicht illustriert – bis jetzt. Es wird kein Kriegsnarrativ die bisherigen Nachkriegsgeschichten ablösen. Vielleicht aber ein Interventionsnarrativ. Wenn eine Interventionsarmee zur Verfügung steht, dann nicht für sich, sondern aufgespannt zwischen NATO, UNO und vielleicht Koalitionen der Willigen, letztere eher unwahrscheinlich. Der Heimatdiskurs ist keineswegs entfaltet und nicht Gegenstand erster Priorität in der Aufmerksamkeit von Politikern, die sich Rechenschaft über die Antriebe ihres Handelns und ihrer Entscheidungen ablegen. Darin mag die Furcht liegen, wieder auf die Klischees des alten Militarismus festgelegt zu werden, wo nicht Kontinuitäten mit der Wehrmacht unterstellt werden. Darin mag auch die Unsicherheit liegen, den Staatsbürger in Uniform zu verteidigen, ohne dass in der Bevölkerung ein klares Bild von ihm vorherrscht.

Noch gibt es keinen Interventionshelden, der Namensgeber für einen Teil des Diskurses ist. Georg Klein taugt nur als Ikone für solche, die um jeden Preis Heldentum und Nationalismus in ein viel banaleres und akzidentelleres Geschehen einpflanzen wollen. Guttenbergs Besuche an der „Front“ sind ex post eher eine Banalisierung der Interventionen selbst, das Bildmaterial surft über den Diskurs hinweg ohne ihn zu repräsentieren.

Nachhaltige Wirkung hatte eine Kette von Repräsentationen, die nach vorne offen ist, also fortgesetzt wird. Mettelsiefen und Reuter (Mettelsiefen 2010) dokumentieren die Recherche und die Umstände des Bombardements vom 4.9.2010 in Kunduz. Die minutiöse Rekonstruktion führt zu einer

¹⁷ Was erstaunt, ist die Unbefangenheit mit der diese Bilder gefertigt werden. Ich habe den Eindruck, dass da wenig bewusste Manipulation dahinter steckt. Das macht den Schritt von der Berufung zum Beruf leichter. Es wird überraschend wenig darüber öffentlich diskutiert, wie denn eine stärkere und präzisere Legitimation von Peacekeeping und humanitärer Intervention unter dem Dach einer reformierten UNO statt einer Aushandlung nationalstaatlicher Armeeresiduen in einem Militärbündnis von sich gehen könnte.

erfolgreichen und lang gezeigten Ausstellung¹⁸ in Potsdam, deren Kern die Porträts von 90 Angehörigen sind. Der omnipräsente Heimatdiskurs wird nicht paraphrasiert. Wohl aber in der etwas später inszenierten noch gespielten Montage „Potsdam-Kunduz“ am Hans-Otto-Theater, unter der Regie von Clemens Bechtel¹⁹. Vorträge und Diskussionen dazu (vgl. (Daxner 2010)) haben nicht nur ein die oben beschriebenen „Wir-Grenzen“ überschreitendes Publikum gefunden, sondern Diskussionen über den Heimatdiskurs selbst in Gang gesetzt²⁰. Wie wird worüber geredet, und warum bleibt die Intervention ein Thema? Wo sind die Schnittstellen mit anderen Diskursen? Dass wir heute „im Krieg“ sind, aber nicht genau wissen, wer ihn führt, gehört zu den wenigen sich verfestigenden sprachlichen Konstanten des Heimatdiskurses. Hindukusch wird mit Sicherheit und dem Ort, wo zu sterben es sich (nicht) lohnt assoziiert. Die festeste Sprachregelung gilt für die Taliban, die seit mindestens drei Jahren unzutreffend im öffentlich-rechtlichen Medium als „radikal-islamisch“ attribuiert werden. Osama bin Ladens Tod hat die „Zwei Körper des Königs“ kurz in Erinnerung gerufen (Kantorowicz 1992), vor allem bei der Frage, ob man seinen Körper zeigen dürfte. Die Weigerung Präsident Obamas, die Bilder des toten Osama bin Ladens zu veröffentlichen, stehen in einem ähnlichen Kontext. Aus dem gedemütigten, hinfälligen Funktionskörper würde eine Ikone, vielleicht ein Märtyrer: die haben einen ewig unveränderlich jungen und schönen Körper. Osama in Latschen vor dem Fernseher, wie wir lesen mit pflanzlichem Viagra aufgepeppt, das passt besser zum abgehalfterten Ex-Führer. Die Bilder der nachträglichen Verehrung bleiben auf den toten Funktionskörper fixiert, der vielleicht noch im „Verborgenen“ lebt, - die verwesende sterbliche Hülle verblasst in der Erinnerung. Der Märtyrer zieht übrigens Verschwörungstheorien über seinen Tod an. Das Forschungsprogramm zum Heimatdiskurs und zur Bebilderung der Intervention wird selbst zum Politikum werden und zum Teil dieses Diskurses werden.

Symbolische Politik muss erst Politik werden, und sie muss als solche erkannt und genutzt werden, d.h. um als Ressource und als Potenzial in der politischen und moralischen Legitimation von Auslandseinsätzen verwendet zu werden. Dass sie bereits unbewusst, quasi naturwüchsig geschieht, ist eine andere Sache. Sicher ist ein Teil der Bewusstmachung auch der Sichtbarmachung geschuldet. Die Potsdamer Ausstellung ist ein Beispiel, die neue Darmstädter Ausstellung „Serious Games“ ein anderes²¹

Literatur

- Baecker, D. (2002). Der Krieg als Ritual der Gesellschaft. Gott gegen Geld. T. Oberender (Hg), Berlin, Alexander.
- Barlösius, E. (2006). Pierre Bourdieu. Frankfurt/M, Campus
- Bliesemann de Guevara, B. K., Florian (2010). Illusion Statebuilding. Hamburg, Körper.
- Bonacker, Daxner, Free, Zürcher (Hg.) 2010: Interventionskultur. Wiesbaden. VS
- Bourdieu, P. (1996). Störfried Soziologie. In: Fritz-Vannahme, J.: Wozu heute noch Soziologie? Opladen, Leske+Budrich. 65-73
- Bude, H. (1993).**
- Bussemer, T. (2010). Politik, Presse, Publikum. Vorgänge 192, 4/2010. 66-74
- Daxner, M. (2007). Islam auf dem Balkan. Realitäten, Ängste und Projektionen. Wien, Picus.

¹⁸ 24.4. bis 13. Juni 2010, kuratiert von Harald Theiss, Kunstraum – Waschhaus Potsdam. Das breite Sponsoring und die prominenten Besuche haben hier die Parteinahme „für“ oder „gegen“ den Einsatz in den Hintergrund treten lassen, sondern das „Ereignis“ quasi-kontextfrei präsentiert – um die Kontexte, die der Heimatdiskurs schon transportiert hat, voll zur Entfaltung zu bringen.

¹⁹ Potsdam-Kunduz. Buch und Regie: Clemens Bechtel. Uraufführung 12.1.2011, Hans-Otto-Theater, Potsdam.

²⁰ Podiumsdiskussion 26.3.2011. Vgl. Daxner 2010 im Rahmen der Ausstellung.

²¹ Serious Games. Krieg-Medien-Kunst. Mathildenhöhe Darmstadt, 2011

- Daxner, M. (2010). "Wir erfinden Afghanistan." Kommune **28**(4/10): 6.
- Daxner, M. (2011a): Was können wir in Afghanistan (noch) erwarten? Bundesakademie für Sicherheit (Vortrag 4.5.2011)
- Frank, M. C. M., Kirsten, Hg. (2010). Kultur und Terror. Zeitschrift für Kulturwissenschaft. Bielefeld, Transcript. Darin Taussig 2010, Huhnholz 2010, Sarhan 2010.
- Herberg-Rothe, A. und R. Thiele (2011). Vom Staatsbürger in Uniform zum demokratischen Krieger. Vorgänge 193, 1/2011. 27-35.
- Hetherington, T. (2010). Infidel. London, Chris Boot Ltd.
- Junger, S. (2010). War. London, Fourth Estate.
- Hetherington, T. (2010). Infidel. London, Chris Boot Ltd.
- Junger, S. (2010). War. London, Fourth Estate.
- Kantorowicz, E. (1992). Die zwei Körper des Königs. Stuttgart, Klett-Cotta. (Orig. amerikanisch, Princeton 1957)
- Kirst, H.H. (1954 ff.): o8/15, Trilogie. München. Desch
- Nachtwei, W. (2011). "Die neue Bundeswehr: Freiwillig und kriegerisch?" Blätter für deutsche und internationale Politik 2011(1).
- Maass, P. (2011). "The Toppling." The New Yorker: 16.
- Mettelsiefen, M. R., Christoph (2010). Kunduz, 4. September 2009. Berlin, Rogner & Bernhardt.
- Reichelt, J. and J. Meyer (2010). Ruhet in Frieden, Soldaten! Berlin, Fackelträger Verlag.
- Reinhardt, K. (2001). KFOR - Streitkräfte für den Frieden : Tagebuchaufzeichnungen als deutscher Kommandeur im Kosovo. Frankfurt / Main, Verlag der Universitätsbuchhandlung Blazek und Bergmann seit 1891.
- Schetter, C. (2010). Von der Entwicklungszusammenarbeit zur humanitären Intervention. Interventionskultur. D. Bonacker, Free, Zürcher. Wiesbaden, VS: 31-48.
- Steppat, M. (2010). Frauen in der Bundeswehr. MA Universität Bremen 2010
- Todorova, M. (1997). Imagining the Balkans. New York, Oxford UP.
- Vidal, F. (2010). Rhetorik des Visuellen. Mössingen, Talheimer.
- www.kriegsshow.de/2001/tagebuch, ges. 16.5.2011
- www.unet.univie.ac.at/Ethnohistorie, ges.15.5.2011
- Militärwerbung Vgl. www.youtube.com/watch?v=Kd2MrhDIXgO,
www.youtube.com/watch?v=DaOdAZx0j8g,
www.youtube.com/watch?v=cH_E6YSOqTo, www.youtube.com/watch?v=v0YMrwlbodE alle ges. 10.5.2011
- http://de.wikipedia.org/wiki/willkommen_zuhause, ges. 24.6.2011